

Predigt am 28. Sonntag im Jahreskreis (C)

(Mk 17, 11-19)

von Pfr. Dr. André Golob

Es ist eine heftige Geschichte, die sich einprägt beim Leser, bei der Leserin. Denn irgendwie ist man peinlich berührt, ja es ist eine Geschichte zum Fremdschämen. Und voll Unverständnis steht man der Tatsache gegenüber, dass tatsächlich nur ein einziger sich bedankt für die Heilung. Und dass ist noch nicht einmal ein Jude – es ist ein Samariter.

Die Geschichte ist spannungsgeladen. Das wird auch durch die Kontraste, die in ihr zum Ausdruck kommen, offenbar: Gesetz-und-Güte, Gebot-und-Gnade, Dankbarkeit-und-Undankbarkeit, Glaube-und-Unglaube. Ein zentraler Spannungskontrast in diesem Gleichnis - das ist uns gar nicht so bewusst, da wir die historische Situation nicht vor Augen haben - ein weiterer drastischer Spannungsaspekt ist den Kontrast Juden-und-Samariter, Rechtgläubige-und-der-Heide. Wohl die wenigsten unter uns werden genau wissen, was das ist: ein Samaritaner.

Ein Samariter war für die damaligen orthodoxen Juden kein rechtgläubiger Mensch, kein Jude. Er befindet sich religiös an der Grenze zum Heidentum. Der Ursprung dieser Animosität liegt fast tausend Jahre zurück. Damals wurde Israel von den Assyriern erobert und diese siedelten im Nordreich eine Menge Menschen an, die aus unterschiedlichsten Regionen des assyrischen Reiches (z.B. aus Babel oder Hamta) stammten. Über die Jahrzehnte und Jahrhunderte vermischten sich diese mit den dort ansässigen Juden. Diese Mischbevölkerung wurde Samariter bzw. Samaritaner genannt.

Die Samariter bewahrten über die Jahre eine, im Vergleich zum rabbinischen Judentum, altertümliche Version der Religion mit eigenem Heiligtum (einem samaritanischen Tempel auf dem Berg Garizim), eigener Liturgie und eigenen heiligen Schriften (samaritanischer Pentateuch).

Den Juden im Süden galten sie nicht mehr als rechtgläubig, also als heidnisch. Auch war es den Juden suspekt, dass die Samariter im Norden sich mit den fremdvölkischen Zuwanderern vermischt hatten. Eine Haltung die fast rassistisch anmutet. Und später

wurden Ehen zwischen Israeliten und Nicht-Israeliten sogar verboten. Menschen, die eine(n) nichtjüdischen Partner(in) hatten, wurden des Landes verwiesen und suchten in Samaria Zuflucht. Samariter waren den Juden verhasst und ihre Religion galt als etwas Fremdes - auch weil die Samaritaner an einen anderen Messias glaubten und einen eigenen Tempel errichteten und eigene Priester einsetzen.

Es war Juden verpönt Samaritaner anzuschauen. Es war verboten mit ihnen zu verkehren, geschweige denn sie zu berühren. Wer einen Samaritaner berührte wurde damit unrein. Man machte bei Reisen einen Bogen um Samaria. Und es gab zu Jesu Zeiten kaum ein schlimmeres Schimpfwort, als jemanden „Samariter“ zu nennen.

Es stellt sich die Frage: Warum wählt Lukas gerade einen Samariter aus, als leuchtendes Beispiel? Und dem Evangelisten ist das sehr wichtig. Das sieht man daran, dass er die geographischen Gegebenheiten manipuliert, um die Geschichte räumlich plausibler zu machen. Jesus befindet sich auf dem Weg von Galiläa nach Judäa und gemäß den biblischen Hinweisen müsste er sich bereits auf dem Gebiet von Judäa befinden. Wieso führt ihn der Weg dann in den hohen Norden nach Samaria? Macht er einen Umweg? Ist er zurückgekehrt? Fakt ist: Lukas versetzt Jesus geschickt in die Gegend um Samaria, um die Geschichte der Begegnung plausibel zu machen. Lukas ist eben ein Geschichtenerzähler, dem nicht viel an historischer Berichterstattung liegt. Für das, was er jetzt sagen möchte, braucht er einen Samaritaner. Also verlegt er die Szene nach Samaria, wo es ja genug an Samaritanern gibt.

Was bezweckt Lukas damit? Ich denke, es soll hier die Tatsache betont werden, dass Jesus von Nazareth durch sein Leiden und seine Auferstehung, eine Öffnung Israels für alle Völker bewirkt. Die Beziehung zu Gott ist nicht mehr allein eine Sache des Volkes Israel, sondern Gott schließt seinen Bund mit allen Menschen.

Das Thema dieses Gleichnisses, dieser Erzählung ist also nicht die Frage nach der Güte Gottes oder der Kultur der Dankbarkeit, sondern es ist die Frage nach der Einheit der Menschen. Ezechiel und Jeremia, so zeigen die Prophetenbücher, haben schon vor hunderten von Jahren die Wiedervereinigung des Volkes Gottes ersehnt.

Nun kommt Jesus, geht weit darüber hinaus, zerbricht religiöse Grenzen und fordert die Einheit der Menschen.

Nicht umsonst wird der zweite Teil der Bibel „das Neue Testament“ genannt. Im Alten Testament wird die Geschichte des Volkes Israel mit Gott erzählt. Es berichtet von seinem Bund mit Gott. Jesus von Nazareth bricht mit dieser Engstirnigkeit und öffnet die Religion für die gesamte Menschheit. Der Gott der Juden wird zu einem Gott der Menschen, und zwar aller Menschen – ein kompletter Paradigmenwechsel. Und doch, ... wenn man genau ins Alte Testament schaut, finden sich auch dort ähnliche Sichtweisen.

Das sollte auch uns, als überzeugte Christ(inn)en nachdenklich machen. Jesu Lehre erweist sich als eine Botschaft der Menschlichkeit, statt eine in Grenzen gefasste, ausgrenzende religiöse Ideologie. Welche Konsequenzen im Umgang mit anderen Kulturen und Religionen müssten wir im Hier und Jetzt daraus ziehen? – eine Anfrage an unsere Toleranz gegenüber anderen kulturellen und religiösen Traditionen. Und die Divergenzen innerhalb der Ökumene erscheinen vor diesem Hintergrund nahezu lächerlich.

Ein anderes Thema, das auffällt, wenn wir uns den Text genau anschauen, ist die Frage nach der Konzeption von Aussätzigkeit (Zaraat auf Hebräisch). In der Tora finden wir umfangreiche Maßgaben und Gebote im Umgang mit dem Aussatz und es werden klare, gesetzlich gezogene Grenzen definiert. Und gegen die hat Jesus an vielen Stellen verstoßen.

Und es muss festgehalten werden, dass das Judentum im Aussatz, wie in vielen anderen Krankheiten, eine Strafe Gottes sah, die man sich durchaus durch eigenes, sündhaftes Fehlverhalten zuziehen konnte. Die moralische Unreinheit führt zur physischen Unreinheit. Es war also gerecht, ja aus der Sicht der Tora rechtens und Gott gewollt, wenn jemand Aussatz bekam. Denken wir an Mirjam, die Schwester des Mose. Weil sie üble Nachrede über Mose verbreitet, straft sie Gott mit dem Aussatz und sie muss das israelitische Lager bis zu ihrer Genesung verlassen – eine Art durch Gott herbeigeführte Exkommunikation (wir finden das in Num 12,10).

Der Umgang mit Aussätzigen war klar definiert. Sie wurden durch den Aussatz Parias, Unberührbare und aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Die Städte wie Jerusalem z.B. durften sie nicht mehr betreten. Und der, der sie berührte, wurde automatisch ebenfalls unrein. Begegneten ihnen Menschen, so hatten die Leprösen auf sich

aufmerksam zu machen, damit ihnen niemand zu nahe kam. Sie mussten Teile ihres Körpers und Gesicht verhüllen, wohl um andere nicht zu verschrecken. Sie mussten zerrissene Kleidung tragen und wenn sich Menschen näherten, mussten sie „unrein“ rufen. Später im Mittelalter wurde ihnen sogar Warnglocken umgehängt und sie mussten mit Lepraklappern auf sich aufmerksam machen. Gott, so war die Vorstellung, schlug die Menschen mit solchen Pestilenzen, und deshalb konnte und durfte auch nur er sie wieder heilen. Geheilte hatten sich dann beim Priester einzufinden, der nach den mosaischen Gesetzen, diese Heilung bestätigte und sie in die Gemeinschaft reintegrierte und dann schloss sich ein Reinigungsopfer an.

An einigen Stellen des neuen Testaments wird berichtet, dass Jesus Aussätzige heilt und sogar dabei berührt. Er verstößt damit gegen geltendes Recht, gegen unumstößliche jüdische Vorschriften. Er wird damit selbst ein „Ausgesetzter“, ein „Aussätziger“, „Unberührbarer“. Doch das Schlimmste, aus der Sicht des jüdischen Glaubens ist, dass er sich überhaupt anmaßt, Aussätzige zu heilen. Damitmaßt er sich an, Gott zu sein, zumindest Gottes Ratsschluss zu ignorieren. Aussätzige heilen kann und darf nur Gott. Damit fällt Jesus selbst sein eigenes Todesurteil - das war ihm aber wohl selbst auch bewusst.

Zusammenfassend können wir feststellen: Es geht in der Perikope ganz zentral um die Öffnung des Judentums für alle Menschen. Wieder einmal führt uns das Evangelium einen Samariter vor, als Ideal und ethisches Vorbild, einen Nicht-Jude, einen Ungläubigen Und es gibt auch noch andere heidnische Vorbilder im Evangelium, wie den Hauptmann von Kafarnaum z.B. Es ist etwas radikal Neues, was Jesus hier zum Ausdruck bringt. Die Öffnung einer Religion für alle Menschen. Was hier absehbar wird ist eine, den Kirchen oft ferne, religiöse Grenzen überschreitende Christologie der Dankbarkeit. Denn die Botschaft Gottes und seine Liebe wendet sich nicht an einige wenige, sie richtet sich vielmehr an alle Menschen.

Amen